



PETRA DURST-BENNING

Die Liebe des
Kartographen

ROMAN

LESEPROBE

List

Das Schnaufen des Mannes wurde schneller, lauter. Die Augen zugekniffen, die Hände ins Leinentuch gekrallt, versuchte das Mädchen, sich an einen anderen Ort zu wünschen. Durch seine dichten Wimpern drang silbernes Mondlicht, dessen Glanz in höhnischem Kontrast zu dem stand, was in der stinkenden Hütte geschah. »Mach, dass er bald fertig ist«, flehte die junge Frau im Stillen, ohne ihre Bitte an jemand Bestimmten zu richten. Was immer der Pfarrer ihnen auch erzählen mochte – seit ihre Mutter so jämmerlich verrecken musste, war es mit ihrem Glauben an den Herrgott sowieso geschehen. Außerdem, wenn es wirklich einen Gott gäbe, würde er doch hierbei nicht seelenruhig zugucken, oder? Oder es gab ihn doch und er hatte Wichtigeres zu tun.

Ihre langen Zöpfe hatten sich unter ihren Rücken geschoben und zerrten schmerzhaft an ihrer Kopfhaut. Sie konnte nichts dagegen tun. Mit einem letzten Grunzen erschlaffte der Körper des Mannes schließlich, und sein Gewicht drückte sie schwer in die dünne Strohmattatze. Nach einem kurzen Moment wälzte er sich von ihrem Leib herunter, zog die Nase hoch und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dann gab er ihr einen leichten Schlag auf die Wange. »Schlaf ja nicht mehr ein, faules Luder, 's ist eh bald Zeit, deine Schwestern zu wecken.«

Erst als der Mann aus der Hütte getreten war, um dahinter seine Notdurft zu verrichten, öffnete Xelia die Augen. Sie fühlte sich so tot wie die zum Trocknen aufgehängten Tierhäute, die sie erst gestern aus den Gerberbottichen gezogen hatten. Unter den Trockengestellen hatten sich feuchte Pfützen gebildet, die sauer rochen. Sie biss die Zähne zusammen, sonst hätte sie laut aufgeschrien.

»Er war heut Nacht wieder bei dir.« Ob es sich dabei um eine Frage oder lediglich um eine Feststellung handelte, war Annas Tonfall nicht zu entnehmen.

Xelia zuckte mit den Schultern. Was hätte sie darauf auch antworten sollen. Mit einer Kopfbewegung holte sie die lose aus ihrem Zopf hängenden Haare nach vorne, so dass sie wie ein lichter Vorhang vor ihrem Gesicht hingen. Seltsamerweise fühlte sie sich hinter diesem Schleier besser.

Für einen Moment war nur das Schaben ihrer Werkzeuge zu hören. Seit dem frühen Morgen waren die beiden Schwestern schon unterwegs, um Eichenrinde zu sammeln. Aus dieser wurde die Gerblösung hergestellt, in der die abgezogenen Tierhäute fast ein Dreivierteljahr eingeweicht wurden, bevor sie weiterbearbeitet werden konnten. Ein Sack war bereits randvoll mit den rauen Stücken, ein zweiter zur Hälfte gefüllt. Weitere drei Säcke lagen noch zusammengefaltet daneben. Es war eine mühsame und langwierige Arbeit, denn sie konnten von jeder Eiche nur eine bestimmte Menge Rinde abschälen, wollten sie den Baum nicht tödlich verwunden. Eichen waren rar, und die wenigen, die es in der Nähe von Leinstetten gab, standen weit auseinander. Doch so mühevoll die Arbeit auch sein mochte, die Mädchen taten sie gern. Hauptsache, sie waren weg vom Haus und seinen stinkenden Fellen und Tierhäuten. Und vom Gerber.

»Bald jede Nacht kommt das Schwein zu dir. Ich wart nur drauf, dass er sich auch noch an Sybille vergreift.« Anna zog geräuschvoll die Nase hoch. »Dem Himmel sei Dank, dass ich so hässlich bin.« Ihr Atem malte kleine Wolken in die Märzluft. Im Gegensatz zu Xelia hatte sie ihre Haare zu einem straffen Zopf um den Kopf gelegt, was ihrem Gesicht einen schutzlosen und gleichzeitig strengen Ausdruck verlieh. Sie steckte ihr Werkzeug in die Schürzentasche und rieb sich die klamm gewordenen Hände. Von lauer Frühlingluft war hier oben auf der Alb noch nichts zu spüren.

Wieder blieb Xelia stumm. Je weniger sie über das sprach, was nachts in ihrer Hütte geschah, desto weniger hoffte sie, den Ekel und die Abscheu davor zu spüren.

»Und unsere Mutter selig hat nichts Besseres zu tun, als uns mit diesem Teufel allein zu lassen.«

»Anna!« Xelias Gesicht war plötzlich aus seiner Starre erwacht, Entsetzen über Annas grobe Worte mischte sich mit dem Kummer, so unerwartet an ihre Mutter erinnert zu werden. »Versündige dich nicht!«

»Versündigen, dass ich nicht lache! Wenn der Pfarrer wüsst, was bei uns los ist, würd er uns eigenhändig aus der Kirche jagen! Wir sind schon so mit Sünde besudelt, da brauch ich nichts mehr dazutun. Nicht, dass es mir was ausmachen tät, wenn mir der Kirchgang verboten würd«, fügte sie noch trotzig hinzu. Sie knotete das wie eine Schürze um ihre Hüfte gewickelte Tuch auf und band es sich um den Kopf, um ihre ausgekühlten Ohren und Wangen zu wärmen.

»Ich geh gern in die Kirche. Ohne Kirchgang würden wir doch gar nichts mehr davon mitkriegen, was im Dorf geschieht! Es ist doch jetzt schon so, als würden wir am anderen Ende eines breiten Flusses leben, über den es keine Brücken gibt!«, kam es heftig und laut von Xelia. Dann ließ auch sie den Eichenrindenschäler sinken, um sich kurz die Hände unter ihrer Schürze zu wärmen. »Und außerdem«, fügte sie leise hinzu, »es ist nicht recht, wenn du so über Mutter sprichst.« Es war einfacher, sich über die Einsamkeit ihres Alltags aufzuregen, als über den Verlust der geliebten Mutter nachzudenken. Sechs Jahre war sie nun schon tot. Wie wäre ihr Leben wohl verlaufen, wenn sie damals bei der Geburt des langersehnten Sohnes überlebt hätte? Sie und das Kind?

»Warum hat sie sich von ihm wieder schwängern lassen? Wenn sie wirklich eine so gute Heilerin war, wie manche Leute behaupten, dann hätt sie doch wohl etwas dagegen machen können.« In Annas Stimme schwang plötzlich die

ganze Verlorenheit einer unfreiwillig Zurückgebliebenen mit.

Xelia biss sich auf die Lippen. Sie wusste nicht, ob es ihr lieber war, wenn Anna zornig oder wenn sie traurig war. Mit der Anna, die immer einen bissigen Spruch auf den Lippen hatte und deren Blick so verschlossen war wie das Tor vom Gut des Markgrafen, konnte sie umgehen, an die war sie gewöhnt. Dass jedoch hinter der verbitterten Miene ihrer jüngeren Schwester eine verletzte Seele steckte, verdrängte Xelia gern. Es reichte ihr, den ganzen Tag Sybilles Leidensmiene zu sehen, sie umsorgen zu müssen, nur weil sie die Jüngste war.

»Gegen das Schwangerwerden ist noch kein Kraut gewachsen, aber wenn Mutter das Kind nicht hätt austragen wollen, dann hätt sie's wohl zu verhindern gewusst. Aber du weißt doch, wie der Gerber immerzu auf sie eingeredet hat wegen einem Buben.« Schon mehr als einmal hatte Xelia selbst gezittert, wenn die monatliche Blutung auf sich warten ließ. Ohne Worte hatten Anna und sie sich jedes Mal angeschaut, jede die Gedanken der anderen gekannt, als wären es die eigenen. Schon mehr als einmal hatte Xelia schließlich mit einer ihrer Kräutermischungen nachhelfen müssen.

Anna lachte bitter auf. Als hätte es keine Redepause gegeben, fuhr sie fort: »Schon bei Sybilles Geburt ist sie fast draufgegangen! Wieso hat sie es bloß nochmals versuchen müssen?«

Dasselbe hatte sich Xelia schon oft gefragt. »Mutter hat doch nie über so etwas gesprochen.« Eigentlich hatte sie ihre Mutter gar nicht richtig gekannt, hatte kaum etwas von ihr gewusst. Im Haus war sie still gewesen, da waren nur die nötigsten Sätze gesprochen worden. Aber wenn sie zusammen draußen in den Wiesen gewesen waren, kam alles, was sich in der dunklen Hütte aufgestaut hatte, aus ihr herausgeplätschert wie ein rauschender Bach. Sie hatte stundenlang über die Wirkung verschiedener Heil-

kräuter erzählen können und mit unendlicher Geduld jede von Xelias Fragen beantwortet. Nur über sich selbst hat sie nie etwas gesagt. Warum hatte Eulalia, die Heilerin, ausgerechnet den Gerber Xaver Feltlin geheiratet? Wie hat sie ihr Leben ausgehalten? Warum hat sie sich nicht gegen seine Grobheiten gewehrt? Viele Fragen, die Xelia nie gestellt hatte und für die es jetzt zu spät war. Sie wusste noch nicht einmal, woher ihre Mutter stammte! Dass sie keine Leinstettenerin gewesen war, hatten die Leute sie allerdings mehr als einmal spüren lassen.

Xelia zog das Messer aus der Tasche und arbeitete weiter. Sie mussten sich beeilen, sonst würde es nachher ein Donnerwetter geben. Sybille würde wahrscheinlich schon mit weinerlicher Miene auf ihre Rückkehr warten. Keiner von ihnen war es besonders wohl dabei, mit dem Gerber allein zu sein. Doch bevor es nach Hause ging, musste Xelia zum Bach, komme, was wolle. Sie konnte es kaum erwarten, das klebrige Harz von ihren Fingern zu bekommen. Mit aller Macht würde sie schrubben müssen, ein wenig Seifenkraut würde ihr dabei helfen, sich reinzuwaschen vom Schmutz der Arbeit. Sie seufzte. Wenn sich nur alles so einfach bereinigen ließe ...

Es war die Nacht vor seiner Abreise. Die Straßenlater-
nen waren längst erloschen. Kein Hundegebell, kein
Lärm heimkehrender Zecher drangen mehr von Tübingens
Gassen durch das Fenster in seine Kammer. Die Stadt hat-
te sich zur Ruhe gelegt. Und das wollte Philip Vogel auch.
Doch je dringender er sich den Schlaf wünschte, desto we-
niger lullte die Müdigkeit ihn ein. Die Arme hinterm Na-
cken verschränkt, versuchte er, sich zu entspannen. Wie
zum Trotz strahlte der Mond die zwei großen Bündel Ge-
päck an, die neben seiner Schlafstatt lagen. Die gleißende
Helligkeit des Lichtstrahls durchdrang seine geschlossenen
Augen, und seine Lider begannen zu brennen, bis er sie
unfreiwillig öffnete. Sein Blick blieb an der Leinentasche
hängen. Er hatte sie so sorgfältig gepackt, dass er nicht
nur jedes Packstück ohne Nachdenken nennen konnte,
sondern auch seine ganz genaue Lage: Zuunterst lag Klei-
dung zum Wechseln, sollte er in einen Regenguss kommen,
darauf zusammengerollt eine mittelschwere Decke, die er
bei schlechtem Wetter auch als Umhang benutzen konnte.
Sein Essgeschirr samt Löffel und Messer hatte er zusam-
men mit einem Laib Brot in ein dünnes Tuch gewickelt. In
ein weiteres, dickeres Tuch eingeschlagen und mit Riemen
zugebunden war ein Stapel Bücher. Philip wollte nicht ein-
mal daran denken, was er tun würde, sollten diese durch ir-
gendwelche äußeren Einflüsse auf der Reise Schaden neh-
men! Ein Feuerstein und andere nützliche Dinge füllten die
Lücken aus, die zwischen den größeren Packstücken ent-
standen waren. Geld und die Reiseerlaubnis des Herzogs,
die ihm auf allen Wegen eine freie Passage erlaubte, wollte
er in einem Brustbeutel direkt am Leib tragen. Im zweiten
Bündel befanden sich ein Kompass, ein Polimetrum, mit

dessen Hilfe er Winkelmessungen durchführen konnte, eine dicke Rolle Pergamentbögen, eine blecherne Dose mit Griffeln, mehreren Tuschefedern und einem Tintenfass. In einer weiteren Blechdose bewahrte er kleine Leinenbeutel auf, die verschiedene Pulver enthielten, aus denen er mit Essig und anderen Flüssigkeiten Farben jeder Schattierung anmischen konnte. An der Außenseite des Sacks war mit mehreren Lederbändern ein schmaler lederner Schlauch befestigt. Darin steckte der Kupferstich einer Landkarte, die in Philips Augen bis dato das bedeutendste Werk württembergischer Landvermessung darstellte. Das ganze Land war darauf in einem Kreis abgebildet, der Kartenrand wurde von Jagdszenen geschmückt und wies auf Gebiete hin, die jenseits der Landesgrenze lagen. Seit der Fertigstellung der Karte waren 22 Jahre vergangen, und noch immer war man, was die Identität ihres Verfassers anging, keinen Deut schlauer als im Jahr 1558, als dieser sein Werk lediglich mit den Initialen I. T. S. unterzeichnet hatte. Es wurde zwar gemunkelt, dass sich der Ulmer Johann Sizlin dahinter verbarg, doch Genaueres wusste man nicht. Philip konnte nicht verstehen, wie sich jemand jahrelang einer so mühevollen Arbeit widmen konnte, um am Ende weder den Lohn noch die Ehre dafür einstreichen zu wollen. Er würde es da anders halten. Doch im Grunde genommen war es ihm gleich, wer die Karte gezeichnet hatte, die ihm lediglich im Zweifelsfall als Grundlage für seine eigenen Vermessungen dienen sollte. Was er wissen musste, hatte er im Kopf – lang genug hatte er alles studiert, was es an Kartenmaterial über Württemberg und seine Ländereien gab. Deshalb hatte er auch das Angebot Herzog Ludwigs dankend abgelehnt, er möge einen Satz Karten seines Kollegen Schweickhers mitnehmen. Zugegeben, der Atlas von 54 Tafeln, auf denen Heinrich Schweickher die einzelnen Ämter Württembergs verewigt hatte, war für sich gesehen beeindruckend. Doch das Wissen, wo das Stuttgarter Amt aufhörte und das Cannstatter Amt begann, war für Philips

Plan, die württembergischen Forstgebiete zu vermessen, von geringerer Bedeutung: Bäume bzw. Wälder hatten die Gewohnheit, sich nicht an von Menschen gesetzte Grenzen zu halten, sondern diese zu überschreiten, wann und wo es Mutter Natur passte. Und *er* hatte dasselbe vor, schoss es ihm durch den Sinn. Grenzen überschreiten.

Er warf sich von einer Seite zur anderen. Als Herzog Ludwig ihm Ende letzten Jahres den Auftrag erteilt hatte, einen vollständigen Überblick aller Forsten und Wälder im Land zu erarbeiten, hatte er sein Glück nicht fassen können. Er, einer der jüngsten Kartographen in Stuttgart, sollte auf die große Reise gehen, die ihn kreuz und quer durchs ganze Land führen würde. Was für eine Aufgabe! Ein Lebenswerk. Und doch nicht genug für ihn. Denn im gleichen Moment hatte er den ehrgeizigen Plan gefasst, dass seine Karten mehr sein sollten als nur eine Darstellung aller Wälder. Dass er alles erfassen würde: Forsten und Wälder natürlich, aber daneben auch Städte und Dörfer, Flüsse und Seen, Berge und Hügel. Er würde detailgetreu arbeiten und Straßen, Wege und Brücken einzeichnen, Klöster, Kirchen und andere wichtige Bauwerke. Es konnte ihm niemand verbieten, auch einen Blick auf die Landschaft außerhalb der Wälder zu werfen und das, was er sah, festzuhalten. Sein Auftraggeber, der Herzog, würde mehr bekommen, als er gewünscht hatte.

Philips Füße zuckten unruhig auf der harten Strohmattze, als könnten sie es keine weitere Stunde untätig aushalten. Was seine Messungen anging, würde Philip sich nur mit allergenauesten Zahlen zufriedengeben – lieber würde er einen Punkt zu viel anpeilen als einen zu wenig. Je mehr er über sein Vorhaben nachdachte, desto aufgeregter wurde er. Welcher Mensch hatte schon das große, das übermenschliche Glück, seine Leidenschaft zum Beruf machen zu können?

Hatte es eigentlich je eine Zeit in seinem Leben gegeben, in der die Kunst, Land zu vermessen und diese Mes-

sungen auf Karten festzuhalten, ihn nicht fasziniert hatte? Er konnte sich nicht daran erinnern. Von klein auf, wann immer er seinen Vater, einen hohen Verwaltungsbeamten, im Stuttgarter Amt besuchen durfte, hatte er die Möglichkeit genutzt, um mit den Kartenmalern zu reden und ihre Werke zu bestaunen. Wie allwissend und mächtig ihm diese Männer damals vorgekommen waren! Und wie sehr er es bedauert hatte, dass sein eigener Vater nur einer derjenigen war, die Zahlen auf Papier hin- und herschoben. Als es an der Zeit war, mit seinem Studium zu beginnen, widmete er den allergrößten Teil davon der Kartographie. Keine Berechnungsmethode, keine Zahlenreihe war ihm zu aufwendig. Der Kompass wurde sein ständiger Begleiter, und bald konnte er keinen Schritt mehr tun, ohne ihn im Geiste schon in eine Karte eingezeichnet zu sehen. Mochten andere Studenten tiefschürfende Diskussionen über den Sinn des Lebens nach dem Vorbild Melanchthons und Luthers führen, er steckte seine Nase in alte Bücher über die Geographie des Ptolemäus, setzte sich mit den Schriften antiker Schriftsteller auseinander und zeichnete alte Karten nach. Sogar in der Kunst des Kupferstechens hatte er sich zeitweise geübt! Bei der Erinnerung an seine unregelmäßigen Sticheleien auf der rutschigen Kupferplatte musste Philip grinsen. Nein, nein, darin hätte er wohl nie dauerhafte Erfüllung gefunden. Was ihn fesselte, war die Arbeit, die *vor* dem Stechen stattfand, das eigentliche Erarbeiten einer Landkarte. Und das war von Anfang an so gewesen. Während seine Kameraden den Mädchen schöne Augen gemacht hatten, war er durch Tübingens Auen marschiert, einen Kompass in der einen, einen Bogen Pergament samt Griffel in der anderen Hand, und hatte einfache Wegmessungen durchgeführt. Statt wie andere das Studium zu unterbrechen und die Abenteuer eines Feldzugs mitzumachen, hatte er kleine Aufträge für seinen Vater erledigt. Ein wenig hatte er die Heimkehrer schon um ihre aufregenden Geschichten über gewonnene Schlachten und

eroberte Landstriche beneidet – als er jedoch mitbekam, wie schwer es den Männern fiel, sich wieder in den geordneten Studentenalltag einzufügen, war er froh, erst gar nicht aus dem Schritt gebracht worden zu sein. Nach Beendigung seines Studiums war er in der Verwaltung Stuttgarts mit allerlei Sonderaufgaben betraut gewesen, bei denen sein großes technisches Wissen gefragt war. Sein unermüdliches Arbeiten hatte sich gelohnt. Bald sprachen sich sein Fleiß und wohl auch sein Können bis zum Herzog herum. Jetzt war er kurz davor, sein Wissen anzuwenden. Was der berühmte Kartograph Philipp Apian für Bayern erreicht hatte, nämlich ein lückenloses Werk von 40 Karten zu schaffen, das würde ihm auch gelingen. Dank seiner Arbeit würde Württemberg dem Nachbarland in nichts mehr nachstehen. Seine Karten würden einmalig werden! Diesem Anliegen – und nichts anderem – würde er sein Leben widmen.

Philip setzte sich auf und starrte aus dem Fenster direkt in das raue Gesicht des Mondes, als würde er eine Reaktion von ihm erwarten. An Schlaf war nun nicht mehr zu denken.